

Iván Sándor

## Tomi, die eiserne Stadt

Zwischen dem Tod von Vergil und Ovid ist ungefähr so viel Zeit vergangen wie zwischen dem Erscheinen des großen Romans von Hermann Broch und der *Letzten Welt* von Christoph Ransmayr.

Der frühere führt zum Widerruf und zur Vernichtung des Werkes, der spätere Roman lässt zweifeln, ob das Werk überhaupt existiert.

Die verlorengegangene Hoffnung, das Werk antreffen und aufbewahren zu können, ist ein ständiger metaphysischer Weltzustand bei Broch. Ransmayr meint mit dieser verlorengegangenen Hoffnung die raumzeitliche Dimension der aktuellen Gegenwart. Beide gleichen sich darin, dass die Sprache sowohl in der großen Koda des Romans *Der Tod des Vergil* als auch in der Schlussszene der *Letzten Welt* im Wellengrab, also im Schweigen verschwindet. So ist in Ransmayrs Roman zu lesen: „Die Erfindung der Wirklichkeit bedurfte keiner Aufzeichnungen mehr.“

Dieses Urteil gilt dem Ereignis, das wir in unserer Zeit den Zerfall der humanistischen Kulturepoche nennen können. Eine lange Phase ist sie, deren Struktur allen früheren kulturellen Epochenwenden ähnlich ist. Sie hat aber einen wichtigen Unterschied im Vergleich zu ihnen: Das Ereignis ist diesmal nicht nur die Zerstörung aller Begriffe, die ihr Name bezeichnet; unwiderruflich und unaufhaltsam ist die Auslöschung, die sogar bis auf die antike Welt zurückgeht.

Cotta, der Lehrling, kommt auf den Spuren seines Meisters auf den Gedanken, der Weg Ovids sei die Verbannung aus der Welt des Verstandes. Das erlebte Abenteuer, das in die Vergangenheit führte, verweist auf die radikalen Veränderungen unserer Gegenwart. Diese Behauptung klingt vielleicht zu streng. Sie erinnert uns eher an die Stimme Brochs, der keine Ironie kannte. Unbewegliche Gewichte bewegte er mit großer Mühe. Ransmayr kennt die Ironie. Er ist beneidenswert. (Siehe Esterházy.) Ein Spruch von Antal Szerb fällt mir dazu ein: Die schweren Gewichte sind auch mit akrobatischen Bewegungen aufzuheben, man tut es aber besser so, als würde man ein Tuch vom Boden aufheben.

Man kann diese Art Leichtigkeit natürlich sehr mögen, es geht hier aber um etwas ganz Anderes. Und dieses ganz Andere ist bei einem Zeitgenossen von Antal Szerb, bei Gábor Halász, zu finden, der auch zu den größten literarischen Figuren der Zwischenkriegszeit gehört und der wie viele andere Schicksalsgefährten auch von den ehemaligen ungarischen Nationalsozialisten vor siebzig Jahren getötet wurde. Halász hat über den *Herbst des Mittelalters* von Huizinga geschrieben. Ransmayrs Tomi, die eiserne



Stadt, wird in seinen Zeilen vorausgedeutet. Bei Huizinga, schrieb Halász, kann auch der heutige Mensch sich selbst erkennen, „im allmählichen Verfall, in der gefährlichen Gärung, die mit dem Prunk der Fäulnis den Untergang verschleierte ... Unsicher und gespalten waren Seele und Schicksal ... Weltanschauungen und Konfessionen waren verfeindet gegenübergestellt und sie waren nicht mehr fähig zu spielen, aber schon zu töten ... Schnee bedeckt die Felder in der eisernen Welt“.

Die Welt des Mittelalters und die Welt der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert, in der Halász seine Gedanken zu Papier gebracht hatte, waren auch letzte Welten – für diejenigen, die in diesen Welten als Opfer gelebt hatten. Wir wissen aber ganz genau, dass nach den jeweiligen letzten Welten immer wieder eine neue letzte kommt.

Seit dem Erscheinen des Romans von Christoph Ransmayr ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Er hat neue erzählerische Antworten gefunden – auf die Fragen der zerrissenen raumzeitlichen Dimensionen unserer Kulturepoche. Er hat uns neue Inspirationen für die weitere Suche nach neuen Romanformen gegeben. Und es ist auch für ihn eine große Herausforderung geworden. Die Frage ist, wie man das zeitgetreue Arsenal des Romanschreibens trotz der ausgelöschten Sprache in der *Letzten Welt* erfinden kann. Es war kein einfacher Kampf für ihn, und das beweisen seine neueren Werke.

(Aus dem Ungarischen von Attila Bombitz)